Bei einem Militäreinsatz gegen ein Kartell trafen Kugeln das Auto, es rollte in eine Avocadoplantage

Der Krieg ums grüne Gold

Text: Jan Christoph Wiechmann, Fotos: Axel Javier Sulzbacher, „Geo“ 9/2023

Alle Welt will Avocados. In Mexiko, dem Hauptanbaugebiet, tobt ein blutiger Kampf um die Früchte. Längst mischen die Kartelle dort im Milliardengeschäft mit, erpressen Bauern, waschen Geld, verstecken Drogenlabore in Plantagen. Eine Spurensuche im Bundesstaat Michoacán, Zentrum des Avocadobooms. Und der Kriminalität

Fünfzig Kilometer vor der Stadt Uruapan verändert sich plötzlich die Landschaft. In die Kiefernwälder fressen sich rechteckige Plantagen mit Tausenden Avocadobäumen. Am Straßenrand tauchen riesige Lagerhallen auf voller Pestizidtonnen und weißer Säcke mit Kunstdünger. An den Mauern prangen vereinzelt vier Buchstaben, wie Brandmale: „CJNG“.

Sie stehen für das „Cártel de Jalisco Nueva Generación“, das derzeit berüchtigtste Drogenkartell von Mexiko.

Dann, in Uruapan, der selbst ernannten „Avocado-Hauptstadt der Welt“, eine grausame Nachricht: Am Tag zuvor wurden zwölf Leichen in Massengräbern gefunden, am Stadtrand, in einer Avocadoplantage. Der Tatort liegt hinter einem Wohnviertel im Osten der Stadt, am Ende einer Feldstraße. Gerichtsmediziner in weißen Schutzanzügen suchen zwischen den jungen Bäumen nach weiteren Leichen. Spürhunde schnüffeln die Erde ab. Vor ein gelbes Band, das den Tatort abriegelt, stellt sich der leitende Staatsanwalt Noé Godinez, ein großer, schlanker Mann. Er spricht zu den Medien.

Bisher, sagt er, habe man die Leichen von zehn Männern und zwei Frauen entdeckt, zwischen 30 und 50 Jahre alt, Angestellte, Maurer, Hausfrauen. Die meisten seien erwürgt worden, einige schon vor Wochen. Die Avocados von dieser Plantage gelten nun als kontaminiert und dürfen nicht mehr exportiert werden. Man werde die Taten aufklären, betont er. Sie würden nicht straflos bleiben.

Es sind die üblichen Erklärungen in einem Land, in dem nur etwa drei Prozent aller Morde pro Jahr aufgeklärt werden (in Deutschland liegt die Quote bei mehr als 90 Prozent).

Sofort machen Hypothesen die Runde: Vermutlich ist der Plantagenbesitzer unter den Opfern. Es geht vermutlich um Schutzgelderpressung im lukrativen Avocadobusiness. Vermutlich auch um Drogenlabore, die zwischen dichtbelaubten Avocadobäumen angelegt werden, was die Gegend zu einem Zentrum des Organisierten Verbrechens macht. In jedem Fall handelt es sich um eine weitere Schlacht im Krieg der Drogenkartelle, der längst auch das Avocadogeschäft erfasst hat.

Auf makabre Weise kommen hier zwei Dinge zusammen, Markenzeichen des modernen Mexiko: Avocados und die Organisierte Kriminalität.

Ein Viertel der Wirtschaft des Bundesstaats Michoacán hängt am Agrarsektor, vor allem am „grünen Gold“, wie sie die Tropenfrucht hier nennen. Michoacáns Bauern ernten rund 1,8 Millionen Tonnen Avocados im Jahr. Etwa 80 Prozent der Exporte gehen in die USA. Die Profite rufen nicht nur die Mafia auf den Plan wie das CJNG und die „Cárteles Unidos“, die in ihrem Krieg inzwischen Tretminen einsetzen, Drohnen und Sprengfallen. Auch kleinere Banden mischen mit, die sich der Schutzgelderpressung widmen, Entführungen und Raubüberfällen. Im vergangenen Jahr starben in Uruapan (365 000 Einwohner) fast 300 Menschen durch Mord, mehr als in ganz Deutschland. Sie gehört damit zu den zehn gefährlichsten Städten der Welt. Seit Amtsbeginn von Präsident Andrés Manuel López Obrador im Jahr 2018 wurden in ganz Michoacán mehr als 10 000 Morde begangen. Früher haben sich Kartelle offen zu den Taten bekannt, die Leichen verstümmelt und von Brücken gehängt, als Ausdruck ihrer Macht und als Warnung an den Staat. Heute, so erklärt Staatsanwalt Godinez, lassen die vielen kriminellen Organisationen ihre Opfer lieber verschwinden und verwischen Spuren, um die Ermittlungen zu erschweren.

José Antonio Villaseñor Bais, 81, präsentiert zwischen Packerinnen die Frucht, die ihn reich gemacht hat. Die meisten Avocados verkauft er in die USA, aber er exportiert auch nach Japan und Europa

Nach der Besichtigung des Tatorts kommt es zu einer denkwürdigen Szene. Der Leitende Staatsanwalt bittet die 15 Presseleute zum Gespräch in einem Restaurant, auch das Geo-Team. Doch dann wird gut gespeist und getrunken, auf Kosten der Staatskasse. Nebenan lagen gerade noch zwölf verweste Leichen – aber keine Spur von Betretenheit oder Trauer, man scherzt und lacht. Morde gehören in Michoacán zum Alltag der Lokalberichterstattung wie die Sitzung der Stadtversammlung oder die Spiele des örtlichen Fußballclubs Aguacateros CD Uruapan. Bei Nachfragen zu den Mafiamorden halten sich Staatsanwaltschaft und Lokaljournalisten bedeckt. Keiner traut sich, etwas zu sagen.

Nur eine Reporterin will auspacken und erscheint zum Gespräch an einem unauffälligen Ort nahe der Kirche San Francisco de Asís. Wie oft in Mexiko, möchte sie nicht namentlich zitiert werden. Zwei Journalisten aus Michoacán Armando Linares und Roberto Toledo, sind zuvor ermordet worden. Im vergangenen Jahr wurden 15 Reporter getötet, Mexiko gilt weltweit als gefährlichstes Land für Journalisten.

Die Reporterin erzählt, dass sie aus Angst vor Repressalien gegen ihre Familie über vieles nicht berichten kann, nicht über die Verschwörungen und die Zusammenarbeit zwischen der Regierung und dem Organisiertem Verbrechen, nicht über die Deals zwischen Großgrundbesitzern und der Mafia.

„Es handelt sich um ein System, in dem ein Politiker entweder vom Drogenkartell selbst ins Amt gesetzt wird oder sich nach der Wahl dem Druck der Kartelle beugen muss. Macht er es nicht, hat er drei Optionen: Grab, Knast oder Flucht“, sagt sie.

Es ist eine Beobachtung, die sich mit den Analysen der meisten Fachleute deckt. Falko Ernst, Mexiko-Experte bei der International Crisis Group, sieht das Organisierte Verbrechen als integralen Teil der Wirtschaft in Michoacán. „Die Korruption ist allgegenwärtig. Es gibt seit 20 Jahren eine immer stärkere Verflechtung zwischen Staat und Kriminalität – und heute keine scharfen Trennlinien mehr. Der bewaffnete Konflikt wird zunehmend durch legale Geschäfte finanziert, auch durch das Avocado-Business.“

Die Reporterin sagt, dass sie in ihrer Zeitung lediglich berichten dürfe, dass *civiles armados* einen Mord begangen haben, bewaffnete Zivilisten, nicht jedoch, welche

Avocado-Monokulturen fressen sich in Michoacáns Kiefernwälder. Ihr Wasserdurst droht die Böden auszudörren, Pestizide gelangen ins Grundwasser

Gruppe, sonst müsse sie um ihr Leben fürchten. „Alle stecken unter einer Decke: Die Polizei weiß schon vorher, wo ein Mord geschehen wird. Das Militär macht Einsätze nur zur Show. Avocadobauern werden erpresst. Jeder Bürger, der etwas Geld hat, wird erpresst. Und Geld ist gerade viel im Umlauf wegen des Avocadobooms.“ Die Reporterin fordert uns westliche Journalisten auf: „Geht hin zu den Plantagenbesitzern und Bürgerwehren, dringt ein in die Imperien. Es ist eine verrückte Welt.“ Sie sieht bedrückt aus, mitgenommen von der allgegenwärtigen Gewalt, und beendet das Treffen mit dem Appell: „Berichtet wenigstens ihr die Wahrheit.“

Bis vor 20 Jahren war Uruapan („Ort, wo die Bäume immer Früchte tragen“) eine ruhige Provinzstadt in den Hügeln von Michoacán, rund 300 Kilometer westlich von Mexiko-Stadt. Im Zentrum die Franziskuskirche, die langgezogene Plaza und der große Markt, auf dem es Mangos und Papayas gibt, Guaven, Limetten. Und jene nährstoffreiche grüne Frucht, die viele Menschen aus der Arbeitslosigkeit gezogen und einige wenige zu Millionären gemacht hat.

Heute wirkt Uruapan wie eine Frontstadt des Wilden Westens mit Landmaschinenhändlern und Lagerhallen voller *agroquimicos*, Agrarchemikalien, mit einer Fachschule für Agraringenieure und Souvenirläden, die Namen wie „Avoarte“ tragen und so ziemlich alles vertreiben, was die Frucht hergibt: Avocadoschnaps, Avocadolätzchen, Avocadotaschen, Kuscheltiere in Avocadoform und hellgrüne Handtücher mit dem Aufdruck: „Let’s avo good time“.

Auf der grünen Wiese am Stadtrand sind neue Wohnviertel entstanden, geschützt durch hohe Mauern und Sicherheitsdienste wie in den USA, mit Cafés wie in Paris und Säulen wie in Athen und Händlern für Importautos, weil die neue Elite sich Luxus so vorstellt.

Die Avocadobarone und deren neureiche Kinder fahren hier ihre Porsches und Geländewagen spazieren und posieren für den Fotografen vor ihren Villen am Pool. Einer von ihnen ist Alan Chávez, 30, Sohn des Avocadomillionärs Héctor Chávez. Er sieht eher wie ein Playboy der 1980er-Jahre aus – offenes Hemd, Goldkette, Sonnenbrille – und weniger wie der Erbe eines Obstbauern. Natürlich hat er kein normales Bürogebäude, seines erinnert an die Oper in

Nach einem Leichenfund suchen Forensiker weitere Opfer. Im Jahr 2022 wurden in Mexikos Avocado-Hauptstadt Uruapan (365 000 Einwohner) mehr Menschen ermordet als in ganz Deutschland

Sydney, mit einer Fassade, die er in Avocadogrün anstrahlen lässt. Und natürlich postet er auf Instagram Bilder seiner Reisen um die Welt und seiner Sportautos im Hof. Den Reportern zeigt Chávez stolz auch seine endlosen Plantagen vor der Stadt. Die tauchen sogar in Filmen auf: Gern gestattet er TV-Sendern, dort Seifenopern aus der Avocadowelt zu drehen.

Gegen Ende der Tour passiert Chávez ein Betonhäuschen, eine Art Wachturm, vor dem bewaffnete Männer patrouillieren. Was passiert da, will man wissen. „Hier sind die vier Buchstaben“, sagt er zögerlich und meint das Jalisco-Kartell, das keiner beim Namen nennen darf. „Ist alles halb so wild. Die tun uns nichts, wir tun denen nichts.“

Es ist nicht weniger als ein schweres Eingeständnis: Das Drogenkartell sorgt für seine Sicherheit. Es soll ihn vor anderen Kriminellen schützen.

Nur ein paar Kilometer weiter, an der Einfallstraße im Norden von Uruapan, steht ein riesiger Fabrikkomplex mit hohen Zäunen, manikürtem Garten, betriebseigenem Kindergarten und einer gläsernen Cafeteria. Die Anlage sieht aus wie ein Universitätscampus im Silicon Valley.

Aus einer der Hallen tritt ein elegant gekleideter weißhaariger Mann und sagt zur Begrüßung: „Willkommen bei Aztecavo, in der modernsten Avocadofabrik der Welt.“

José Antonio Villaseñor Bais, 81, ist der Gründer und Generaldirektor von Aztecavo. Die Firma ist die Nummer 1 in Uruapan und der drittgrößte Avocadoexporteur Mexikos. Im Eiltempo führt Villaseñor uns durch sein Imperium, als gelte es, keine Sekunde zu verlieren, und verkündet alle paar Meter neue Superlative: Die größte Reinheit, alles aseptisch. Die schnellste Trockenanlage, 20 000 Avocados in 15 Minuten. Die besten Kühlanlagen, made in Germany. Vor allem: Die meisten Avocados, 500 000 Kilogramm pro Tag, von 3000 Bauern.

Er rattert die Daten herunter und blickt nur selten auf. „Wir kommen mit den Lieferungen nicht hinterher. Wir könnten viel mehr produzieren. Die Welt ist verrückt nach Avocados“, sagt er. „Stellen Sie sich vor, China käme als Hauptabsatzmarkt noch hinzu, 1,3 Milliarden Menschen – wie soll man das noch leisten?“ Für einen Moment wirkt er fast erschrocken von seinen eigenen Worten.

Zwischen den Laufbändern und Gabelstaplern brummt und summt es wie in einer Maschinenfabrik. An der Wand hängt, für alle sichtbar, die Flagge des Fußballteams, das Villaseñor sponsert, „Aztecavo“, die Trikots avocadogrün. Daneben drei große Plakate mit Aufforderungen an die 500 Angestellten: „Ehrlichkeit, Tapferkeit, Bescheidenheit“.

An den Laufbändern stehen die Arbeiterinnen in Schürzen und Winterjacken in der Kälte, für monatlich etwa 300 Euro, ein Durchschnittsgehalt in der Gegend. Sie sortieren und verpacken wie Jongleurinnen, im Eiltempo, eine jede 100 Früchte pro Minute. Für die Schweden die kleinen Avocados. Für die Briten die größten. Für die Japaner die makellosesten. Für die Deutschen nur die grünen. Für die Amerikaner die meisten. Für die Mexikaner das, was übrigbleibt.

Villaseñor hat erst vor 40 Jahren seine erste Plantage angelegt. Davor war er Möbelfabrikant und Vertreter für einen deutschen TV-Hersteller. Doch er beschloss, lieber in den beginnenden Boom der damals noch exotischen Frucht zu investieren. „Ab 2007, mit der kompletten Öffnung des US-Marktes, ging es richtig los. Da gaben die USA ihren Protektionismus ganz auf, und der Run auf Guacamole setzte ein. Anfangs merkten wir noch die Ausschläge zum Super Bowl und am mexikanischen Feiertag Cinco de Mayo. Jetzt macht das keinen Unterschied mehr. Jetzt gilt der Boom jeden Tag.“

Anders als Chávez bleibt Villaseñor bescheiden, er ist ein Mann mit Understatement. Nur wenn es um die Qualität geht, gerät er ins Schwärmen: „Avocados sind wahrlich ein Superfood. Viel nahrhafter als andere Früchte. Zudem überleben sie den Transport gut, anders als Mangos. Sie sind nicht saisonal, wir haben vier Ernten im Jahr. Die Frucht ist perfekt. Und für Mexiko ist sie ein Segen. Eine grüne Göttin.“

Mexiko produziert etwa 2,5 Millionen Tonnen Avocados jährlich. Auf das Land entfielen im vergangenen Jahr knapp die Hälfte aller weltweiten Exporte. Bis vor Kurzem durfte nur Michoacán Avocados in die USA exportieren; nun gilt das auch für den Bundesstaat Jalisco. Peru und Kolumbien, aber auch Chile entwickeln sich zu ernsten Konkurrenten. In Michoacán hat die Superfrucht alles auf den Kopf gestellt. Nicht nur leben Zehntausende Menschen von ihr. Sie verursacht auch erhebliche ökologische Schäden: Kiefernwälder mussten den Plantagen weichen. Der Anbau verbraucht viel Wasser, etwa 70 Liter pro Avocado. Pestizide dringen ins Grundwasser ein. Die Natur wird zu einer Monokultur. Die Böden verschlechtern sich. Zugleich wächst die Kriminalität rasant. Von 2016 bis 2021 stieg die Zahl der Morde um 116 Prozent.

Die Avocado ist ein besonders prägnantes Beispiel der Globalisierung: Wenn die ganze Welt nach einem Produkt schreit, verändert sich ein Land.

Fragen zu den Schattenseiten des Booms beantwortet Villaseñor weniger gern. Für das Interview bittet der Multimillionär nach der Fabriktour in sein lichtdurchflutetes Büro. Auf Ecktischen sind Avocadoprodukte aufgebaut, Cremes, Öle, Liköre, sogar Kölsch und Ale. „Schuld an der Abholzung, an den Brandrodungen, trägt die Holzindustrie“, sagt er und wiederholt ein beliebtes Argument der Agrarindustrie. Was er nicht erwähnt: Auf den gerodeten Flächen entstehen danach Avocadoplantagen. Was er ebenfalls nicht sagt: Die Brandrodungen werden oft von der Mafia veranlasst, um anschließend am Avocadohandel zu partizipieren.

Führt das nicht zu einer Monokultur, fragt man Villaseñor. „Ist nicht in Sicht“, antwortet er. „Wir haben noch andere Früchte in Michoacán: Melonen, Mangos, Limetten.“

Was er nicht erwähnt: Die wachsen nur dort, wo Avocados nicht wachsen können, unterhalb von 800 Metern. Im Hochland hingegen wird kein Kaffee mehr angebaut, keine Baumwolle, kein Kakao, nur noch die Alligatorbirne, wie die Avocado auch genannt wird.

Was ist mit der Kriminalität, fragen wir ihn. Das unangenehmste aller Themen. Er kommt jetzt etwas ins Stammeln und blickt zu dem Ingenieur, der ihm immer wieder mit Fakten beisteht. „Probleme haben andere Länder auch“, erwidert er, auch das ein beliebtes Argument von Mexikanern, die es satthaben, immer nur mit Gewalt in Verbindung gebracht zu werden.

Was er nicht erwähnt: Mexikos Probleme sitzen viel tiefer. Mehr als 30 000 Morde pro Jahr, mehr als 110 000 Verschwundene. Weite Teile des Landes sind fest in der Hand der Organisierten Kriminalität. Das Sinaloa-Kartell beherrscht den Handel mit dem Opioid Fentanyl. Das Cártel del Noreste die Ausbeutung von Migranten auf dem Weg in die USA. Das Jalisco-Kartell und die Carteles Unidos stecken tief im Avocadogeschäft, auch im Handel mit Limetten, Beeren, Mineralien. Die „Hands off“-Strategie von Präsident López Obrador („Umarmungen statt Patronen“), die deeskalierend wirken sollte, ist gescheitert.

Wie hoch sind seine eigenen Ausgaben für die Sicherheit? „Nicht mal ein Prozent. Wir sind da sehr gelassen. Wir haben unsere eigenen Patrouillen. Wir beschützen unsere Mitarbeiter. Wir finanzieren die Ausrüstung der Polizei in Uruapan. Wir sind zu groß.“

Villaseñor sagt es fast beiläufig, aber die Worte wirken nach. Er hat nicht nur eine Privatarmee, sondern finanziert auch die Polizei, um seiner Arbeit nachgehen zu können.

Sie werden nicht erpresst? „Es gibt hier keine Schutzgelderpressung. Der Krieg tobt zwischen rivalisierenden Banden“, sagt er, als handele es sich um einen weit entfernten Konflikt.

Was er nicht erwähnt: Die lokale Bevölkerung ist sehr wohl betroffen. Und auch einige seiner Arbeiterinnen müssen Schutzgelder zahlen, wie sie später bei einem Gespräch mit uns gestehen.

Villaseñor lacht etwas nervös und will jetzt los. Die Arbeit ruft. Eine letzte Frage: Wird er aus Sicherheitsgründen ins Ausland fliehen, wie viele Großgrundbesitzer?

„Nein“, sagt er barsch, „niemals.“

Die Recherchen über die Avocadomafia gestalten sich naturgemäß schwierig, wie das Geo-Team immer wieder erlebt, so auch zwei Tage später. Auf dem Weg ins Anbaugebiet um Nuevo San Juan Parangaricutiro stoppt die Fahrt. Die Kleinstadt ist großräumig abgesperrt. Nationalgarde, Armee und Polizei führen gerade einen Großeinsatz gegen

das Jalisco-Kartell durch. Sie haben dafür einen mit Sandsäcken verstärkten Checkpoint installiert und gepanzerte Wagen drumherum positioniert. Sie untersuchen jedes Auto, die Waffen im Anschlag, Masken über dem Kopf. Eine Szene wie im Kriegsgebiet.

Kommandant González vom Artillerieregiment Oaxaca, ein kräftiger Mann mit leuchtend grünen Augen, gibt überraschend bereitwillig Auskunft: „Wir wurden gerufen. Die Region ist in der Hand des Kartells. Viele Bürger sind Opfer von Schutzgelderpressung. Jetzt, da wir hier stationiert sind, erfolgt die per Telefon, nicht mehr persönlich. Wir wissen, dass wir nicht erwünscht sind. Aber wir bleiben."

Im Ort offenbart sich dann ein anderes Bild. Im Rathaus behauptet der stellvertretende Bürgermeister Guadalupe Alfaro Guitro im Interview, es gebe keine Probleme, keine Schutzgelderpressung, keine Entführungen, nur einen Avocadoboom. Auch die Bürger schweigen beim Thema Gewalt, aus Angst. Viele haben Angehörige verloren.

Nach Einschätzung des Journalisten und lokalen Mafia-Experten Miguel García Tinoco gehen von jeder verkauften Avocado zehn bis 20 Prozent an das Organisierte Verbrechen, an die Mafia aus Politikern und Kriminellen. In Form von Schweigegeld, Schutzgelderpressung, Wegelagerei. „Jeder partizipiert am grünen Gold, vom kleinen Erpresser bis zum Narco-Boss", dem Anführer im Drogenhandel.

Es führt zu einer mitunter abstrusen Realität: Der Narco-Boss, der das Geld mit der Erpressung von Avocadobaronen macht, legt seinen Profit in Avocadoplantagen an. Sollten die Konsumenten in Europa und den USA das nicht wissen?

„Wird es etwas ändern?", fragt García. „Avocados sind zu beliebt, als dass die Kunden deswegen drauf verzichten." Womöglich könnte eine Zertifizierung helfen, schlägt er vor, das Label „aus konfliktfreiem Anbau", „aber auf wie viele Plantagen in Mexiko trifft das zu?"

In Michoacán kämpft das Jalisco-Kartell Neue Generation derzeit vor allem gegen die Cárteles Unidos, einen Zusammenschluss kleinerer Banden aus Restbeständen von Templerritterkartell und Familia Michoacana, die früher die Macht im Bundesstaat hatten. Es ist ein Kampf um Territorien, wie stets in Mexiko, und um Drogenrouten, vor allem die der synthetischen Drogen Crystal Meth und Fentanyl von den Pazifikhäfen gen Norden. Wer die Region beherrscht, kann dort schmieren, entführen, erpressen und Drogenlabore in Avocadoplantagen installieren. Nach Beobachtungen von Falko Ernst sei der Staat eine „De-facto-Allianz mit den Cárteles Unidos eingegangen, um das berüchtigte Jalisco-Kartell zurückzudrängen." Und Mafia-Experte García analysiert: „Die Machtverhältnisse wandeln sich. Meist spaltet sich jemand von einem Kartell ab, und es entstehen neue Verteilungskriege. Nur eines gibt es nie: Frieden."

Die Dominanz der Kartelle im Avocadohandel führt dazu, dass kriminelle Splittergruppen andere Verbrechen verüben und einfache Bürger ins Visier nehmen. Nach einer Studie der International Crisis Group entstanden innerhalb von 15 Jahren aus den etwa zwölf großen kriminellen Gruppen um die 200 kleinere. „Die neuen Gruppen gehen aggressiver gegen kleine Leute vor." Wer bei Entführungen oder Schutzgelderpressung nicht zahlt, muss mit dem Tod rechnen.

In Uruapan treffen wir eine pensionierte Lehrerin, die ihr Erspartes in einen Copyshop investiert hat. Sie erzählt, dass sie ihren Laden aufgeben musste, weil die wöchentliche Schutzgelderpressung, der *derecho de piso*, zu hoch wurde. „Das ist nichts anderes als eine Gebühr, um leben zu dürfen", sagt sie. „Die Verbrecher dachten, dass nach Ende der Pandemie das Kopiergeschäft durch den Präsenzunterricht wieder boomt. Deshalb erpressten sie mich. Es stimmt nicht, aber das ist denen egal."

Die Witwe musste ihr Geschäft dichtmachen wie viele andere Kleinhändler in ihrer Straße. Während der Pandemie wurden in Uruapan sogar die gut beschäftigten Leichenbestatter Opfer von Schutzgelderpressung. „Wenigstens lebe ich noch", sagt sie resigniert. „Viele andere nicht mehr."

Früher existierten unter den mexikanischen Kartellen ungeschriebene Gesetze in diesem Land der Gesetzlosigkeit: Das einfache Volk sollte im Drogenkrieg möglichst nicht zu Schaden kommen. Auch Attentate auf hohe Politiker sollten vermieden werden, anders als unter Kokainkönig Pablo Escobar in Kolumbien. Der Fokus sollte auf dem Drogenschmuggel in die USA liegen, nicht auf Entführungen, Erpressungen, Überfällen auf die Lokalbevölkerung.

Diese Zeiten sind vorbei. Laut World Justice Project gehört Mexiko in der Kategorie „Ordnung und Sicherheit" inzwischen zu den elf Staaten, die weltweit am schlechtesten abschneiden, noch hinter Sierra Leone und den Philippinen.

Auf den Spuren der Gewalt im mexikanischen Avocadobusiness fahren wir weiter, an Baumschulen entlang, so groß wie Plantagen, und über eine hügelige Landstraße, die auf einer Farm am Berg endet, der „Fazenda La Reata", mit Blick über ein Tal voller geometrisch angelegter Felder. Hier soll ein Entführungsopfer leben.

Avocadobauer Yousef Del Rio, 67, ist ein kleiner, verschmitzt lächelnder Mann, der gern einen lockeren Spruch auf den Lippen hat. Die schwere Vergangenheit lässt er sich nicht anmerken. Eher beiläufig erzählt er, dass er Opfer einer Entführung wurde: „Sie lauerten mir auf, denn sie wussten, dass ich mit Avocados Geld mache. Sie haben überall Spitzel, oft in der eigenen Familie."

Wer die Täter sind, sagt er nicht.

„Ich wurde in meinem Auto überfallen und entführt, für drei Tage. Erst nach Zahlung des Lösegeldes ließen sie mich frei, drei Millionen Peso. Viele Angehörige zahlen, und dennoch wird das Opfer ermordet, weil die Entführer Angst haben, erkannt zu werden. Ich hatte Glück, ich bin noch am Leben. Jetzt will ich jeden Tag genießen."

Sind Sie weiterhin Opfer von Schutzgelderpressung?

„Jeder muss zahlen", antwortet er diplomatisch. „Und jeder partizipiert." Mexikanischen Medien würde er das nicht erzählen.

Viel lieber als über die traumatische Tat spricht Del Rio über seine Ernten, vier im Jahr, derzeit läuft die dritte. Er führt durch seine Plantage am Hang, ein Reich dicht belaubter Bäume auf vulkanischer Erde, durch die kaum ein

Gute Miene zum bösen Spiel: Freundliche Früchtchen in einem Andenkenladen in Uruapan. Viele Geschäftsinhaber müssen Schutzgelder zahlen

Diese Pflücker verdienen pro Kiste 50 Pesos, etwa 2,60 Euro

Für die Menschen von Michoacán wie diese Bauern mit ihren Pflückstangen hat der Avocadoboom Arbeit gebracht – aber auch Bandenkriege und Schutzgelderpressung

Sonnenstrahl dringt. Das grüne Gold hat auch ihn zu einem wohlhabenden Mann gemacht, Besitzer von 800 Bäumen. Pro Baum erntet er 1000 Kilogramm Avocados im Jahr. Er zieht einen Taschenrechner aus der Jacke und rechnet vor: 250 Euro pro Baum. Macht bei vier Ernten 1000 Euro pro Baum und Jahr. Del Rio pflückt eine große Avocado und grinst. „Pelotones“, sagt er, dicke Hoden. „Eine allein wiegt 300 Gramm. So lieben es die Gringos in den USA.“ Das ist der Humor, den er mag.

„Die Inspektoren des amerikanischen Landwirtschaftsministeriums kommen bis hierher“, sagt er. „Sie überprüfen persönlich, dass wir keine Plagen haben.“

Im vergangenen Jahr, nachdem ein Inspekteur aus den USA von Kriminellen bedroht wurde, hat die US-Regierung kurzerhand den gesamten Import aus Michoacán für eine Woche gestoppt. Löhne verfielen. Selten zuvor hat es in Mexiko einen solchen Aufschrei gegeben. Die Angelegenheit wurde zum Politikum. Hatte doch das Land im Vorjahr mehr als eine Million Tonnen Avocados im Wert von rund drei Milliarden Dollar in die USA geliefert. Der Avocadohandel ist Michoacáns Rettungsring, jede Beeinträchtigung schlägt sofort nach unten durch.

Eine Arbeiterkolonne mit acht Männern trifft ein und macht sich daran, die Früchte zu pflücken. Sie klettern auf die Bäume und knipsen Avocados mit einer langen Stange, an der ein Messer befestigt ist, von den Ästen. Sie arbeiten stets in Kolonnen, oft sind es Freunde oder eine Großfamilie, manche aus Guatemala. Jeder Tagelöhner verdient 400 Pesos pro Tag, etwa 20 Euro.

„Es gibt eine große Nachfrage nach unserer Arbeit“, sagt Kolonnenführer Hilario Orosco, 62, ein sehniger Mann, Vater von sechs Kindern. „Die ganze Welt will Avocados“, ruft er fröhlich aus der Baumkrone.

Ist das nicht gefährlich da oben?

„Es ist gefährlich. Manche Arbeiter sind gestürzt, gelähmt, gestorben. Aber es verpasst dir auch Adrenalin. Ich mag es, an der Luft zu sein.“

Aber 20 Euro pro Tag, das klingt nach Ausbeutung.

„Man verdient besser als in anderen Jobs. Und ich habe meinen Erfolg selbst in der Hand. Je mehr ich pflücke, desto höher der Lohn. Man weiß, was man geschafft hat“, sagt er, ohne seine Arbeit zu unterbrechen.

Was macht er mit dem Lohn? „Avocadobäumchen kaufen. Meine Frau betreut eine Baumschule. Wir schaffen unsere eigene Plantage. Alle leben hier von Avocados.“

Yousef Del Rio hört zu, nicht ohne Skepsis. „Es ist erschreckend, dass es hier keine Kiefern mehr gibt, weil jeder kleine Mann meint, Avocados anbauen zu müssen“, sagt er. „Die Erde trocknet aus. Bald geht uns das Wasser aus, dann gibt es auch keine Avocados mehr.“

Das Problem: Er ist ein Teil davon. Sie alle sind es.

Argwöhnisch beobachtet er die Pflücker. Er könne keinem trauen, gibt er zu. Sie könnten Spione in Diensten eines Kartells sein. Sie könnten die nächste Entführung planen.

Das ist das andere Problem des Avocadobooms: das ständige Misstrauen.

Alle wollen ihren Anteil haben, auch die staatlichen Inspekteure. Yousef Del Rio zeigt auf Mitarbeiter der Umweltbehörde Sanidad Vegetal, die eintreffen, um seine Plantagen zu inspizieren, junge Männer in weißen Kitteln. Auch sie würden geschmiert. „Alle leben von Avocados: Bauern, Behörden, Vereine, Gauner.“

Auf der Rückfahrt nimmt uns ein Angestellter von Sanidad Vegetal mit nach Uruapan. Es ist seine Aufgabe, die Plantagen zu überprüfen und eine Monokultur zu verhindern. Aber er hat längst resigniert. „Alles lässt sich mit Geld regeln. Die Großgrundbesitzer beauftragen bewaffnete Gruppen, die das für sie abwickeln.“ Er zeigt auf einen Berg, der komplett abgeholzt wurde. „Den ganzen Hang dort haben sie gerodet, obwohl es untersagt war. Gegen die

Milizen bewachen eine Straße. Zu welcher Gruppe sie gehören, verraten sie nicht, nur, dass sie sich gegen „die Bösen“ zur Wehr setzen

Organisierte Kriminalität kommen wir nicht an. Wie soll erst die Natur dagegen ankommen?“

Der Gipfel war für den Inspekteur erreicht, als er in eine Razzia der Polizei geriet. „Sie wollten 30 000 Pesos von mir, weil sie annahmen, dass ich als Avocadoinspekteur viel Schmiergeld bekomme. Sie drohten mir mit Haft, also musste ich zahlen. So treiben auch Polizisten ihr Geld ein, denn ihr niedriges Gehalt reicht nicht fürs Leben.“

Das ist die Rechnung des Booms: Die Avocado hat sie zu Gewinnern und Opfern gleichzeitig gemacht. Wo immer Geld ist, lässt das Verbrechen nicht lange auf sich warten. Nach Einschätzung des Analysten Falko Ernst „sehen mexikanische Sicherheitsbehörden ihren Job nicht primär als Dienst zum Schutz der Bevölkerung, sondern als Business“.

Aber langsam regt sich Widerstand.

Die Spurensuche führt uns weiter Richtung Süden, durch das ländliche Michoacán, wo sich mehrere Bürgerwehren formiert haben sollen, die *autodefensas*. Wir steigen um in einen Minivan, eine Familienkutsche, das am wenigsten auffällige Gefährt, so rät uns Miguel García Tinoco, der lokale Mafiaexperte, der uns begleitet. Es lauerten viele Gefahren, erklärt er: *Secuestro express*, Expressentführungen. *Retenes*, Straßensperren durch Polizisten, die Schmiergeld verlangen. *Narcobloqueos*, Straßensperren durch Mitglieder der Kartelle, die ihre Territorien abriegeln und „Steuern“ eintreiben.

Viele Avocadobauern in Michoacán haben sich daher zusammengeschlossen und Privatarmeen gegründet, die Pueblos Unidos („Vereinigte Dörfer“), um sich gegen die Organisierte Kriminalität zu wehren. Ironischerweise setzen sie sich nicht nur aus Dorfbewohnern zusammen, sondern auch aus dubiosen Gestalten, die einst zum Tempelritter-Kartell gehörten. „Es ist ein lukratives Modell für beide Seiten“, sagt García. „Sie haben das Know-how aus dem Organisierten Verbrechen, verteidigen aber das Volk.“

So hat sich im Schatten des Avocadobooms eine Sicherheitsindustrie der etwas anderen Art gebildet: Ehemalige Verbrecher beschützen das Volk gegen heutige Verbrecher.

Immer tiefer führt unsere Fahrt in das zwischen Kartellen, Bürgerwehren und Militärs umkämpfte Gebiet, bis schließlich hinter dem Ort Ario de Rosales ein Checkpoint erscheint, verstärkt mit Sandsäcken. Daneben steht ein

Alan Chávez, 30-jähriger Sohn eines Avocadomillionärs, telefoniert an seinem Pool. Über die Kartelle spricht er eher ungern

Kinderspiel in Uruapan, wo seit Jahren ein Krieg der Kartelle tobt. Rivalisierende Gruppen kämpfen um die Hoheit, ohne Rücksicht auf Unbeteiligte

großer Wachturm, vor dem Vermummte mit Waffen patrouillieren. Auf dem Boden liegen Patronenhülsen. Aus einer Lautsprecherbox ertönen *narcocorridos*, Drogenballaden, beliebt bei allen möglichen Gruppen. Ein Plakat verkündet: „Keine Toten mehr. Schluss mit der Straflosigkeit."

Fünf Männer mit Schnellfeuerwaffen steigen von ihren Pick-up-Trucks herunter. Sie könnten alles sein, Narcos, Soldaten, Kriminelle. Auf der Autotür prangt ihr Motto: „Wenn wir nicht zusammen kämpfen, töten sie uns einzeln." Es ist das Motto der Bürgerwehr von Ario de Rosales.

Der Anführer, ein bärtiger Kerl mit grimmigem Blick, will wissen, was die Fremden hier wollen. Die Situation ist angespannt, Reporter sind nicht willkommen.

Schließlich sagt er einsilbig: „Die Situation ist stabil. Der Staat ist präsent, in der Nachbarstadt. Die Viagras-Bande wurde aus der Gegend vertrieben. Auch die Vier Buchstaben. Es gibt keine Probleme."

Warum sind sie dann schwer bewaffnet?

„Nur zur Sicherheit."

Das ist die geschönte Version für die Öffentlichkeit, die allerorts präsentiert wird: Alles ist unter Kontrolle. Haltet euch raus hier.

Der eigentliche Anführer wird herbeigerufen, Subcomandante Eduardo, ein breitschultriger Mann in Jeans und Polo-Shirt, eine Pistole im Hosenbund. Er ist auskunftsfreudiger als sein Untergebener. „Wir sind das Volk. Wir leben hier seit Generationen. Vor drei Jahren haben wir uns formiert wegen der fehlenden Sicherheit. Entführungen, Raubüberfälle, Erpressungen, der ganze Rattenschwanz der Delinquenz."

Bei den Waffen seien sie den Gegnern unterlegen, gibt er zu. „Die haben schwere Geräte, Sturmgewehre, Granatwerfer. Aber wir sind mehr. Die sind 50 Mann in der Region, wir 400. Unser Gebiet haben wir zurückerobert, durch massive Präsenz. Auf den Staat können wir nicht setzen."

Subcomandante Eduardo ist 38 Jahre alt, er hat vier Kinder. Auch seine beiden ältesten Söhne, 17 und 19, gehören der Bürgerwehr an. „Anfangs musste ich noch für Wochen am Stück das Haus verlassen. Ich hatte immerzu Angst um meine Familie. Jetzt ist Ruhe."

Sind Sie selbst erpresst worden?

„Alle wurden erpresst", sagt Subcomandante Eduardo. „Ich allein sollte 10 000 Pesos Schutzgeld pro Hektar

Freiwillige helfen, einen Waldbrand zu löschen. Er wurde wohl absichtlich gelegt, um eine Avocadoplantage zu erweitern

zahlen. Dabei habe ich nicht viel, nur zwei Hektar Avocados. Das reicht kaum zum Leben."

Haben Sie bezahlt?

„Ich musste. Sie drohten, meine Familie zu ermorden."

Um ihn herum gruppieren sich nun andere Milizen, allesamt bewaffnet, mit Pistolen, Gewehren, Macheten, auch ein Greis ist dabei, die Haare dünn und weiß, aber die Hand fest an der Waffe. „Jede Familie im Dorf muss eine Person abstellen, zwischen 18 und 70 Jahre. Jeder hat zwei Tage Dienst im Monat", erklärt Anführer Eduardo.

Auch er bestätigt: Das Jalisco-Kartell sei das brutalste im Land. Aber lieber sei ihm ein mächtiges Kartell als die Zersplitterung in viele Gruppen. Die Bande Los Viagras knüpfe ihnen bei Erpressungen das Fünffache ab. „Die Vier Buchstaben investieren ihr Drogengeld lieber in Avocados, als dass sie jemanden kidnappen. Das ist ihr Millionengeschäft, sie waschen Einnahmen aus dem Drogenbusiness."

Eduardo besteht jetzt auf ein paar Fotos. Er posiert, eingerahmt von seinen Kämpfern, vor der Avocadoplantage mit breiten Beinen, ernstem Blick und gezogener Waffe. Er möchte die Botschaft senden, bei den Pueblos Unidos handele es sich um ehrenwerte Bürger, die sich vor den Bösen schützen. Eine Botschaft, die, wie so viele auf dieser Recherchetour, mit Vorsicht zu genießen ist.

„Es gibt keine scharfen Trennlinien zwischen den *autodefensas* und kriminellen Gruppen", sagt der Analyst Falko Ernst. „Für die Bevölkerung lautet die Frage: Was ist die am wenigsten schlechte Lösung?"

Auf der Rückfahrt sagt García, der Mafia-Experte: „Habt ihr deren Tattoos gesehen – von den Tempelrittern? Einige sind ehemalige Narcos."

Auch Subcomandante Eduardo?

„Wer weiß?" antwortet er. „Durchaus möglich. Trauen kann man im Avocadoland niemandem.

→ Der Fotograf Axel Sulzbacher stieß auf das Thema beim Aufenthalt in seinem Heimatstaat Michoacan. Ihm fiel auf, dass bewaffnete Gruppen auf Avocadoplantagen auftauchten und wie einzelne Plantagenbesitzer plötzlich sehr reich wurden. Auch der starke Wasserverbrauch stach heraus und weitere ökologische Folgen des Avocadobooms in einem der gefährlichsten Bundesstaaten Mexikos.

Gemeinsam recherchierten wir die Reportage bei Avocadobauern, Tagelöhnern, Ökologen. Wir besuchten Avocadofabriken und Plantagen, sprachen mit Industriellen, Polizisten, Bürgerwehren, Lokaljournalisten und stellten fest, dass die Profite so gewaltig sind, dass längst viele kriminelle Gruppen und Drogenkartelle ins Geschäft eingestiegen sind, durch Erpressungen, Entführungen, Schmiergelder. Wir recherchierten erst wenige Tage, da fand man zwölf Leichen in einem Avocadofeld am Rand der Stadt Uruapan, vermutlich Opfer von Schutzgelderpressung und Entführungen. Am Tatort erfuhren wir, dass das keine Einzeltaten sind. Lokaljournalisten können die Wahrheit nicht schreiben, weil sie von kriminellen Gruppen eingeschüchtert werden; sie leisten dennoch wertvolle Arbeit, indem sie wichtige Informationen weitergeben. Schnell wurde bei den Recherchen klar: Bei jeder Avocado, die in die USA und nach Europa exportiert wird, verdient die Mafia mit.

Text: Jan Christoph Wiechmann, seit 27 Jahren Reporter beim „Stern", schreibt auch für „Geo" und „Capital", vor allem aus Lateinamerika und den USA. Gemeinsam mit den Fotografen Seamus Murphy und Federico Rios gewann er zweimal den Hansel-Mieth-Preis.

Fotos: Axel Javier Sulzbacher, Jg. 1992, aufgewachsen in Hannover als Sohn einer mexikanischen Mutter aus Michoacán und eines deutschen Vaters. Nach dem Abitur studierte er Fotojournalismus und Dokumentarfotografie an der FH Hannover. Veröffentlichungen u. a. in „Stern", „Geo" und „Zenith".